

Stets gibt es offizielle und inoffizielle Termine, die ein Herausgeber dem einen verrät und dem anderen nicht.

Die digitale Informationstechnologie hat das Fallbeil des Abgabetermins entschärft und das Aufsatzschreiben generell neu eingerahmt. Dazu tragen Aufsatzdatenbanken bei, die Bibliotheken, Fächer und Verlage anbieten. Per Stichwortsuche kann man erheben, was zu einem Thema publiziert wurde. Folgenreicher für das Genre Aufsatz ist, wenn Autoren ihre Publikationen als PDF (plattformunabhängiges portables Dokumentenformat) ins Netz stellen. *Pre-prints* (Vorabdrucke) von Aufsätzen ziehen oft gar keine »ordentliche« Print-Publikation mehr nach sich und bilden in einzelnen Fächern (wie der Chemie) schon einen beachtlichen Teil der Veröffentlichungen. Den Ansehensgewinn dieses Formats unterstrich die Verleihung der renommierten Fields-Medaille an den Mathematiker Grigori Perelman, der seinen Beweis der Poincaré-Vermutung auf dem Pre-print-Server *arXiv* publizierte, das unterdessen mehr als 400.000 E-prints aus der Physik, Mathematik, Computer Science und Biologie vorhält. Das bringt den wissenschaftlichen Aufsatz ein Stück zurück zu seinem literarischen Ursprung: dem Aufsetzen, das des verbessernden Kommentars durch andere bedarf und deswegen eine unfertige Form behält. Aufsatzschreiben wäre dann wieder Probekommunikation.

Begehung

»Wir werden gerade begangen«, raunt die Institutsleiterin dem Kollegen auf dem Gang zu, und damit spricht sie einen jener seltsamen Begriffe aus, den außerhalb der Universität niemand versteht. Begehungen kennt man

höchstens von Baustellen, wenn die Sicherheit der Arbeitnehmer inspiziert wird. Die Institutsleiterin hat anderen Besuch im Hause – und heikle Kommunikation vor sich: Ihr Sonderforschungsbereich wird von einer Schar hochrangiger Kollegen unter der Regie der Deutschen Forschungsgemeinschaft besucht, die am Ende des zweiten Tages das Urteil fällen: förderungswürdig oder nicht. Bei solchen Gelegenheiten regedieren sogar Weltstars zu ängstlichen Schülern mit Aufregungsflecken am Hals. In eilends aufgeräumten, mit Postern dekorierten Projekträumen werden die Gutachter mit Mineralwasser und Kekssortimenten versorgt, und man beantwortet ihre Fragen ausgesucht zuvorkommend. Die Prozedur, die einem strengen Zeitregime unterworfen ist, wird oft mehrfach geprobt. Selbst ärgste Rivalen bekommen ein Dauergrinsen geschenkt, der Uni-Präsident ist aufgekratzt wie noch nie. Hinter dieser Prüfung für Fortgeschrittene steht offenbar die Idee, Qualität und Erfolgsaussicht eines wissenschaftlichen Vorhabens seien am besten durch Augenschein zu beurteilen; *face to face* könne man am besten erkennen, ob sich die Mitglieder der Forschergruppe tatsächlich kennen und schätzen, wie es *hic et nunc* um den Geist des Teams bestellt sei, das sich monatelang in Antragsprosa geübt hat, wie stark die Universitätsleitung ein Vorhaben unterstütze und welchen Eindruck Doktorandinnen und Post-Docs vermitteln. Mancher Gutachter nutzt die asymmetrische Situation für eine Demonstration seiner Macht – was sich freilich rächen könnte: Schon bald wird der gepiesackte Kollege ihn selbst begehen.